

5 Räume des Ambivalenzmanagements

»[I]rgendwie finde ich das auch geil und faszinierend, diese ganze Sache mit dem Körper [...] Und grade durch dieses Fitness kann man halt n Einfluss auf den Körper nehmen und gleichzeitig ist es aber was, was mich krass abstößt und anwidert, weil es halt einfach Ideale gibt, die einem vorgelebt werden und die man dann irgendwie/Ja und ich weiß jetzt nicht, ob [...] wenn ich jetzt sage: Ja ich möchte eigentlich Körperfett verlieren und drahtiger sein, is das dann was, was wo ich mich dann wirklich besser mit fühle und schöner fände und gut wär für mich? Oder is es halt so sehr, dass einfach irgendwelche gesellschaftlichen Erwartungsbilder oder so diese Norm oder so dieses irgendwelche Sachen sich so sehr in mein Gehirn eingefressen haben, dass ich das jetzt total geil finde und das selber so reproduzieren möchte und ich find das halt ja...super schwierig.« (Interview Sascha, Kap. IV.1)

»Und da hab ich auch gemerkt, wie ich in diese Falle reintappe, so ›Wuh jetzt bin ich total fiit und jetzt hab ich abgenommen und so‹, fand mich dann auch attraktiver. Aber so von meinem von meinem Anspruch her, find ich das total blöd.« (Interview Alex)

An diesen Interviewpassagen wird deutlich, dass es sich bei oben benannter doppelter Ambivalenz des körperleiblichen Subjektseins nicht um ein rein theoretisch konstruiertes Problem, sondern um eine konkrete, mitunter zermürbend erlebte Widerspruchserfahrung handelt (siehe Kap. IV.1). Einerseits spürt Sascha den Wunsch danach, schlanker zu sein und macht Alex gar die Erfahrung, sich attraktiver zu empfinden. Gefühle wie Freude, Stolz und (Un-)Wohlbeﬁnden am und im eigenen Körper sind unmittelbar real. Das gute Körpergefühl bildet sich hier also tatsächlich aus durch die Erfüllung gesellschaftlich vermittelter Schönheitsnormen. Gleichzeitig ist die Freude getrübt, kann diesem Gefühl nicht getraut werden. Denn es steht, nicht nur in queer-feministischen Alternativmilieus, sondern zumindest in gebildeten Mittelklasselagen generell, im Verdacht, eine kapitalistisch-neoliberale Manipulation zu sein, die sich ins Gehirn »einfrisst« und die Individuen in eine »Falle« lockt. Denn neben Körper- und Schönheitsnormen gibt es noch viele andere, zum Teil widersprüchliche und ambivalente, Normen und Werte, denen verschiedenen Subjekte beziehungsweise Individuen ausgesetzt sind. So gilt besonders in besagten Milieus das Ideal der persönlichen Autonomie, welches eine Unabhängigkeit, ein sich-nicht-beeinﬂussen-Lassen von gesellschaftlichen Normen beinhaltet (Kap. IV.1). In allen populären Diskursen um die Handhabung des eigenen Körpers taucht immer wieder zentral der Topos des Wohlfühlens-mit-dem-eigenen-Körper auf, nicht zuletzt in der »Ideologie von Schönheitshandeln als Wohlfühlen« (Degele 2004: 91ff.). Reflexive Körpertechniken, also Praktiken, die bewusst und gezielt auf

den Körper einwirken, gelten dann als legitim, wenn sie ›für sich selbst‹ vollzogen werden. Nicht, weil andere es wollen, sondern weil man selbst es schön findet und sich wohlfühlt, wird geschminkt, rasiert, trainiert oder auch operiert, so zumindest gegenwärtige Diskurse (Villa 2008b, 2017).

Diese Ideologie baut auf einer starken Trennung vom Selbst und seiner Umwelt auf sowie auf einer starken Idealisierung der Unabhängigkeit dieses Selbst. Maßstab der Legitimation von Entscheidungen über die Eigenkörpergestaltung ist dann die vermeintliche Autonomie dieser Entscheidung und ihre Zielsetzung im individuellen Wohlfühlen, im ›für sich‹, nicht ›für andere‹. »Personale Autonomie, historisch als emanzipatorisches Befreiungsversprechen (kollektiv) formuliert, ist derzeit das hegemoniale Subjektimperativ, ja die fast alternativlose Form der Inklusion.« (Villa 2017a: 75)

Wie jedoch Sabine Maasen am Beispiel der Entscheidungsfindung für eine Schönheitsoperation zeigt (Maasen 2008 mit Bezug auf eine Arbeit von Debra Gimlin 2002), lassen sich Entscheidungen für oder gegen Körperpraktiken nicht binär und schon gar nicht einfach in selbst- oder fremdbestimmt einteilen. Die Tatsache, dass wir als soziale Wesen genuin von anderen und ihrer Anerkennung abhängig sind, dass wir uns ansehen lassen müssen, um noch einmal auf das Foucault-Zitat am Anfang dieses Kapitels zurückzukommen, führt unweigerlich dazu, dass es uns eben nicht nur für uns selbst interessiert, ob wir ein mageres Gesicht, gebeugte Schultern, einen kurzsichtigen Blick oder keine Haare mehr haben. Wir haben unseren Körper nie nur für uns selbst. Neben seinem leiblichen ›Mitspracherecht‹, spielt unweigerlich stets die Gesellschaft eine Rolle für unseren Umgang mit dem eigenen Körper: Sei es, weil wir gefallen oder provozieren wollen, weil wir Vorzüge der Konformität genießen oder uns gegen Konventionen, Regeln und Gesetze zur Wehr setzen wollen – all das gibt es nicht ohne das ›Außen‹. So stehen post/spät- moderne Subjekte vor der permanenten paradoxen Aufgabe »Autonomie durch Unterwerfung zu bewirken« (Bauman 1992: 240) und eine gemeinschaftlich anerkannte Individualität auszubilden: eine Individualität also, die ihre Autonomie behauptet, dabei aber durch gemeinschaftlich anerkannte Codes und Symbole gezeigt und vor allem von anderen auch so verstanden werden muss.

Je mehr traditionale Bindungen und universell geltende Werte und Normen an Bedeutung und Bindungskraft verlieren, je mehr Handlungsoptionen aber auch Legitimationsnotwendigkeiten die zunehmende Reflexivierungstendenzen moderner Gesellschaften mit sich bringen (Villa 2008b; Bauman 1992: 17), desto mehr individuelles »Ambivalenzmanagement« (Maasen 2008; Bauman 1992: 16) wird den Individuen abverlangt. Der Körper sowie das eigene Glück und Wohlbefinden wandeln sich vom Schicksal zur Aufgabe (s.o.) und damit auch das Wissen darum, was richtig und falsch, gut oder schlecht ist.

»Die Erlangung von Klarheit der Absicht und Bedeutung ist zu einer individuellen Aufgabe und persönlichen Verantwortung geworden. Die Anstrengung ist etwas persönliches. Und ebenso das Scheitern der Anstrengung. Und der Vorwurf für das Scheitern. Und das Schuldgefühl, das der Vorwurf mit sich bringt.« (Bauman 1992: 239),

so eine zentrale These Baumans.

Die Schaffung und Nutzung spezifischer subkultureller Räume, wie den hier untersuchten, kann – neben pragmatischer Lösungen für Partizipationsbarrieren für trans*, queere und nicht-binärgeschlechtliche Personen – auch und vielleicht zuvorderst als Versuch gewertet werden, mit dieser Aufgabe umzugehen und ambivalente Anforderungen zu erfüllen: den Anforderungen des »Zeitalters der Fitness« (Martschukat 2019) gerecht zu werden, dem Glücksversprechen des fitten Körpers und dem Begehren danach schön, schlank, gesund und muskulös zu sein zu folgen und sich gleichzeitig zu versichern, sich nicht unkritisch gesellschaftlichen Anrufungen zu unterwerfen. Das Ausführen von Praktiken der sportiven Körperoptimierung in spezifischen subkulturellen Gemeinschaften und gegenkulturellen heterotopen Räumen, statt in öffentlichen kommerziellen Fitnessstudios, ist ein Weg, diese Ambivalenz scheinbar zu lösen, indem bestimmten Anforderungen, welche gleichsam als eigene Bedürfnisse existieren, Folge geleistet wird, aber ›anders‹. Damit werden für die Subjekte die Praktiken des Fitnesssports aus ihrer Ambivalenz – Ermächtigung und Unterwerfung gleichzeitig zu sein – gelöst: Sie können nun eindeutig als Selbstermächtigung, als empowernde subkulturelle Community-Aktivität, betrachtet werden (Kap. IV.2).

Dabei jedoch schaffen Techniken der Ambivalenzbekämpfung stets auch neue Ambivalenzen (Bauman 1992). Konkret im Material der vorliegenden Studie beispielsweise in Auseinandersetzungen dazu, wieviel gezielte Ernährungskontrolle im Dienste des Muskelzuwachses für das angestrebte männliche Passing noch als Selbstbestimmung gilt oder schon als gender-normierte Selbstoptimierung? Ist das gezielte Arbeiten an muskulös definierten Oberarmen für weibliche Subjekte anders zu werten – als feministisches Gegenbild zu hegemonialen Weiblichkeitsnormen – als an männlichen Subjekten? Wie kann man sich also Gendernormen widersetzen, ohne sie paradoxerweise genau dadurch stets auch wieder zu reproduzieren? Wie ist damit umzugehen, wenn es sich gut anfühlt abzunehmen, ein gezieltes Abnehmen-Wollen aber den eigenen politischen Ansprüchen widerspricht? Wie damit umgehen, dass auch anti-normativ zu sein, in sich normativ ist? Diese und ähnliche Fragen stellen sich mehr oder weniger explizit und bewusst den hier untersuchten individuellen und kollektiven Subjekten.

Ziel dieser Studie ist es, empirisch zu erkunden wie ganz praktisch diese Spannungen verhandelt und, wenn auch stets temporär und unvollständig, gelöst wer-

den. Die theoretischen Grundannahmen, die diese Untersuchung dabei leiten, sind zusammengefasst:

1. Es wird von einer doppelten Ambivalenz der Subjektivierung als körperleibliches Subjekt ausgegangen. Wir haben mit unserem Körperleib ein eigenwilliges Eigentum, über welches wir ebenso verfügen wie es über uns verfügt und sind zudem in der Verfügung einerseits mit einer gewissen Macht ausgestattet, die wir andererseits nur durch Unterwerfung unter gegebene Normen erhalten.
2. Diese Ambivalenz des körperleiblichen Subjektseins wird von konkreten Individuen auch alltäglich mehr oder weniger bewusst erlebt und erzwingt ein alltagspraktisches Ambivalenzmanagement.
3. Die Schaffung und Nutzung der untersuchten Räume und subkulturellen Kontexte sind Maßnahmen im Sinne dieses Ambivalenzmanagements, die als solche wiederum eigene Ambivalenzen und Probleme aufwerfen, welche Gegenstände der vorliegenden Untersuchung sind.
4. Für die Analyse ist eine intersektional gendertheoretisch informierte Perspektive relevant, nach welcher verschiedene sozial konstruierte und mitunter kulturell naturalisierte gesellschaftliche Positionierungen und Ungleichverhältnisse, wie beispielsweise Geschlecht, das empirische soziale Geschehen stets maßgeblich prägen und deshalb eine konstant fokussierte Analysekategorie bilden.
5. Dazu soll eine emotions-/affekttheoretische Perspektive die bisherige sozialwissenschaftliche Forschung zu Fitnesssport und Körperarbeit allgemein um eine Fokusverschiebung vom Körper hin zum Körpergefühl ergänzen. Ausgangsthese ist hier, dass ein Sixpack oder ein definierter Bizeps keine Endziele für sich sind, sondern angestrebt und kultiviert werden, weil sie mit einem Glücksversprechen verknüpft sind, einem Versprechen also, letztendlich ein bestimmtes Gefühl zu erleben. Dieses Versprechen ist dabei ein stark handlungsleitendes, welches eingebunden ist in ein historisch und kulturell geformtes System von Glücksversprechen und (Körper-)Gefühlsnormen, die letztlich auch in Widerstandspraktiken eingewoben sind.

Mit diesen Grundlagen im Gepäck beginnt nun die ethnografische Erkundung des Feldes.

Dazu wird dieses zunächst in Kapitel II genealogisch und aktuell verortet und beschrieben. Anschließend werden das konkrete methodische Vorgehen dieser Arbeit und die entsprechenden methodologischen Grundannahmen ausgeführt, bevor in Kap. III die empirischen Ergebnisse beschrieben und in Kap. IV zusammenfassend und schlussfolgernd analysiert werden.

